

die werden über ihn lachen und spotten. Das alles sagt er sich. Aber er sagt sich auch, daß Unannehmlichkeiten und Ärger ihm in der Stadt ebensowenig erspart bleiben würden, was immer für einen Beruf er ergreifen möchte. Aber in der Enge und dem Staub der Stadt wird das drücken und lasten auf ihm und wird ihn zermürben, schrumpfen lassen vor der Zeit. Hier heraußen in der Natur wird er des Lebens Mühsalen leichter von sich abschütteln, wenn er abends nach der Arbeit oder Sonn-

tags wieder mit seinem weiten Himmelsfilm Zwie-
sprach' hält.

Und ganz tief in Thomas' Seele da schimmert eine Hoffnung. Vielleicht daß er einst auf der Bank vor seinem eigenen Häuschen sitzen wird, ringsum sein eigener Grund und Boden, und daß er dann zurückdenken wird an jene Zeit, da nur ein kleiner Ausschnitt aus dem unendlichen Raum, durchs Fenster gesehen, für ihn die Welt bedeutete.

Alois Henninger, genannt der Taunide.

Von Archivar a. D. F. W. E. Roth.

Am Abend des 28. Oktobers 1814 erblickte zu Stierstatt, einem Filialort des Kirchspiels Oberursel, als ehelicher Sohn des Lehrers Nikolaus Henninger zu Stierstatt und der Sophie, geborenen Herr, Alois Henninger das Licht der Welt. Die Taufe fand den 30. Oktober statt. Pate war der mit Henninger verwandte Pfarrer Aloisius Plaz zu Hedbernheim. Diese Angabe macht das katholische Pfarrbuch zu Oberursel. Die Angabe der Geburt zum 30. Oktober 1814 ist Verwechslung mit dem Tage der Taufe. Die Mutter Henningers entstammte einer vermögenden Familie. Alois sollte Geistlicher werden. Er besuchte die Dorfschule zu Stierstatt und ging, etwa 13 Jahre alt, am Weifen Sonntag 1827 unter Pfarrer A. Hörter zu Oberursel zum erstenmal zum hl. Abendmahl, machte seine Aufnahmeprüfung am Pädagog zu Hadamar und unternahm von da in seiner freien Zeit weite Ausflüge in Hadamars Umgebungen, ins Elb- und Lahntal, lernte so Land und Leute kennen und machte sich auch jedenfalls historisch-topographische Aufzeichnungen. 1831 verließ er das Pädagog zu Hadamar und bezog das Gymnasium zu Weilburg, wandte sich 1835 mit dem Zeugnis der Reife zum Studium der katholischen Theologie nach Tübingen. Henninger, welcher rasch eine versorgende Anstellung erwerben sollte, folgte bei der Wahl des geistlichen Berufs wohl mehr dem Wunsche der Eltern und Verwandten als einer eigenen Reigung. In Tübingen lieferte Henninger bereits kleinere literarische Arbeiten. Jedenfalls waren diese Anfänge des künftigen Literaten aber nicht bedeutend. 1838 bestand Henninger das theologische Staatsexamen und trat zur praktischen Ausbildung in das Priesterseminar zu Limburg (Lahn) ein, verließ dasselbe jedoch wegen der gezwungenen Lebensweise nach sechs Wochen wiederum. Er war eine frühreife selbstbewußte Natur, welcher der Zwang des Priesterstandes sowie die den katholischen Geistlichen reichlich zugemessene nassauische Staatsaufsicht nicht behagte. Henninger war ehrlich genug, die Fesseln abzustreifen, als ein anständiger Rücktritt das noch erlaubte. Diese Ehrlichkeit erscheint ehrenhaft und kennzeichnet Henninger als offenen, lautereren Charakter. Der Schritt gestaltete seine künftigen Lebensschicksale, was ihm besser paßte als der Familie, da nun deren Lieblingsgedanken, den Sohn als Priester zu sehen, unerfüllt blieb. Henningers Vater Nikolaus starb 1840. Er selbst, eine schmal aufgeschossene Figur, besaß keine starke Gesundheit um diese Zeit. Innerer Drang, sich zu betätigen, beherrschte jedoch den Willen des jungen Literaten. Gründliche Kenntnisse waren jedenfalls vorhanden. Henninger ward vorerst Privatlehrer bei der Familie v. Brentano-Birkenstock zu Winkel im Rheingau, einem durch Goethe bekannten Landsitz, wo er sich

eine eingehende Solalkenntnis Winkels und der weiteren Umgegend erwarb. In seinen in Zeitschriften verborgenen kleinen literarischen Arbeiten nannte sich Henninger „Alois der Taunide“. Der Winkeler Verhältnisse bei Brentano-Birkenstock erwähnt Henninger in der zweiten Auflage seines Buches: „Das Herzogtum Nassau“ (1858). Er machte in Winkel wichtige Bekanntschaften wie die des Frühmessers Professor Martin Müller, eines vielseitigen Kenners des Rheingauer Volkslebens, im Volksmund „Professor Müller“ genannt (gestorben 24. Februar 1854), sowie des Mainzer Professors und Freiheitsmanns A. J. Hofmann zu Winkel (gestorben 6. Sept. 1849). Jedenfalls wirkte der Aufenthalt in Winkel auf Henningers Auftreten literarisch sehr anregend ein. Er ward durch sein Gedicht über das gebrannte Heiligenhäuschen bei Winkel so im Volke beliebt, daß 1843 die „Landerlies“, eine alte Frauensperson, es wagte, als bekannte Besucherin der Wallfahrten des Landes, nachdem sie bei Gelegenheit einer Wallfahrt den Anwesenden für Papst, Herzog und Bischof ein Vaterunser vorgebetet, beizufügen: „Nach e Vaterunser und gegrüßet seist de Maria for den Sarm, dar den schöne Bars (Vers) uffs gebrannt Helgehäusche gemacht hott“.

Von Winkel kam Henninger als Privatlehrer nach Boppard, mußte aber geistig wie körperlich erschöpft in seine Heimat zurückkehren. Nachdem er sich erholt, wandte er sich ganz dem Literatentum zu. 1843 erschien von ihm in Darmstadt das Buch: „Das Herzogtum Nassau in malerischen Original-Ansichten seiner interessantesten Gegenden“. Eine Anzeige dieses Buches ist vom Februar 1843. Jedenfalls hängt das Erscheinen dieses Buches mit C. D. Vogels Beschreibung von Nassau 1843 zusammen. Henninger, mit seinem ganz anders garteten Buch, kam dem des Defans C. D. Vogel war zuvor, seine Arbeit fand aber den erwarteten Beifall keineswegs. Das Buch war, um Volksbuch zu werden, durch die Ausstattung viel zu teuer, bot für den Gebildeten in Wort und Bild eigentlich nichts Neues von Belang und stand textlich auch nicht auf der Höhe der Leistung. Henninger nannte sich nicht als Verfasser und hielt selbst den Text für unzureichend. Vogel kennt Henninger als Verfasser. In der „Europa“-Chronik der gebildeten Welt, herausgegeben von Aug. Lewald, II. Band 1843, sagt Joh. Berg von Henningers Text wörtlich: „Indeß erscheint ja gegenwärtig auch ein Stahlschwert im Verlag von G. Lange in Darmstadt und Wiesbaden, welches ausschließlich Nassau zum Gegenstand hat; die neun Hefte freilich, welche uns zur Zeit vorliegen, geben fast nur bekannte, hundertmal vervielfältigte Ansichten aus den Badeorten und der düstige Text wird

auch nicht einmal den bescheidensten Anforderungen genügen. Hier und da ein todtes Endchen Geschichte, eine antiquarische Notiz, gleich einem hingeworfenen alten Knochen, dazwischen der Anschaulichkeit wegen, bisweilen ein Epitheton wie „schön, reizend, freundlich“ und im übrigen alles, als ob es ein Schloßverwalter oder Gott wer weiß sonst erzählte“. Henninger kannte jedenfalls dieses Urteil und befolgte den gegebenen Rat in der zweiten Auflage des Buchs in Gestalt eines besseren Textes. Er war mit dem nassauischen Dichter Wilhelm Genth*) bekannt und dürfte diesem den Stoff zu dessen Erzählung: „Walblatharinen“ 1842 über die 1851 ledig verstorbene Katharine Kern aus Geisenheim geliefert haben. Henninger hatte sich frühe der Sagenüberlieferung Nassaus zugewandt, viele Gedichte dieser Art gesammelt und manchen Stoff selbst in Verse gebracht. Manches dieser Richtung veröffentlichte er in Zeitschriften. So gehört, wie bemerkt, dem Jahr 1843 an das Gedicht: „Das gebrannte Heiligenhäusche.“ Diese Vorarbeiten einer Sagensammlung Nassaus zu verwenden, bot sich unerwartet eine günstige Gelegenheit. Als am 31. Januar 1844 sich Herzog Adolf von Nassau mit Elisabeth Michaelowna, Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, vermählte, gab Henninger mit Adelheid von Stolkeroth und Wilhelm Genth die „Festgedichte aus Nassau. Zur Vermählungsfeier des Herzogs Adolf mit Elisabeth Großfürstin von Rußland“ und nach dem am 28. Januar 1845 erfolgten Tod der Herzogin, welche in reger Wertschätzung ihrer neuen Heimat einen Preis für die beste Darstellung der Sagen Nassaus ausgiebt, seine Sammlung: „Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern fremder und eigener Dichtung“ auf eigene Kosten heraus. Die Widmung hatte die Herzogin noch angenommen. Henninger bekam den ausgesetzten Preis und ward durch dieses Buch einer der vorzüglichsten Männer Nassaus. Das Buch mit seinen drei Abteilungen war topographisch gut gegliedert. Jede Abteilung zierte ein Stahlstich. Mit geradezu erstaunlichem Sammeleifer hatte Henninger aus Büchern und Zeitschriften den Stoff zusammengetragen. Anderes aus dem Volksmund neu in Verse gebracht. Letztere sind das Beste des Buchs und beweisen des Verfassers Originalität der Darstellung. Henninger erscheint hier als gewiegter Volksfreund, welcher sich Land und Leute von unten und keineswegs durch die Brille der Gelehrtheit ansah, der aber auch schlichten Stoff zu schätzen und ihm eine Stelle anzuweisen verstand. Das Widmungsgebidicht an die Herzogin ist an tiefpoetischem Gefühl wie auch der Darstellung nach eine vollendete dichterische Leistung. Die Fassung der Sagen in Versen machte viele Mühe, besonders bei sprödem Stoff, störte auch da und dort die Darstellung, erweiterte aber wiederum die Verwendbarkeit in den Schulen. Erläuternde Anmerkungen trugen zum Verständnis des Stoffs wesentlich bei. Aus den damals von anderer Seite eingegangenen Sammlungen der Sagen Nassaus erschien eine solche in Prosaform mit dem Titel: „Nassaus Sagen“. Mainz, D. J. (1845?). Dieses Buch drang nicht in weitere Kreise, hat aber manches Verdienstvolle.

1847 wohnte Henninger in Wiesbaden, (Langgasse Nr. 1 bei Kaufmann Pfarrnus). Am 6. August 1847 zeigte er an, daß Nassaus Sagen von H. Henninger (3 Bände, 50 Bogen, Ladenpreis 3 Gulden 36 Kr.) noch in Exemplaren vorhanden und einzeln zu dem herabgesetzten Preis von 2 Gulden 24 Kr.,

* Geb. 2. März 1808, gest. zu Godes 16. Juli 1844.

partienweise für die Schulbibliotheken zu 2 Gulden bei ihm zu haben seien. Das Buch war nun bald vergriffen. Bei der Neubearbeitung von Henningers Sammlung in meinen: „Nassaus Kunden und Sagen“, Wiesbaden, 1879, I—III sowie 1880 ergab sich, daß Henningers Buch eine nahezu vollständige Sammlung der Sagen Nassaus darbot und 1879 wenig Nacharbeit erforderte. Der Gegenstand des Buchs war überaus dankbar; Henningers wie auch zwei starke Auflagen der Neubearbeitung 1879 und 1880 waren bald vergriffen. Henninger zeigte echt poetische Auffassung und Darstellung, namentlich erweisen die Anklänge von Gedichten den geborenen Dichter. Die Bezeichnung als „Nassaus Umland“ rechtfertigt sich vollkommen. Beide Männer, Umland wie Henninger, haben als Kenner des Volkes viel Verwandtes. Parteilichkeit und Vorliebe für ein Religionsbekenntnis, katholisch wie protestantisch, auch Freidenkerei zeigen sich nirgends. Nassau hat an Sagenreichtum in Deutschland nicht seines gleichen, und Henningers Buch bietet eine vorzügliche Sammlung des vielseitigen Stoffs. Kritik übte Henninger an seinen Stoffen nicht, und auch die Anläufe hierzu in der Bearbeitung 1879 und 1880 wären einer Erweiterung fähig.

Henninger verfaßte 1846 ein Personenbild des nassauischen Volksdichters Michael Kling aus Dohheim für Dräger-Ranfreds Zeitschrift: Der Kurjaal.

1847 gab er als kleines Volksbuch: „Nova Facies, d. i. neues Aussehen der Stadt Oberursel, worin sich selbige von zwochen Seculis her absonderlich vom 1537ten bis auff dieses gegenwärtige 1724te Jahr darstellt“, heraus. Das Buch scheint 1847 während Henningers Aufenthalt zu Wiesbaden entstanden zu sein. Es war dieses die o. J. erschienene Heimchronik der Stadt Oberursel des Abenstatter Prämonstratensermönchs Otto Wallau aus Oberursel, Pfarrers zu Dornassenheim in der Wetterau. Henninger kannte dies Verhältnis nicht genau. Ein Exemplar seiner Ausgabe schenkte er dem Verein für Nassaus Altertumskunde zu Wiesbaden. 1879 gab ich diese Heimchronik unter Benutzung der Anmerkungen und Anhänge Henningers in erweiterter Form neu heraus. Eine dritte Ausgabe besorgte A. Korf zu Oberursel.

Henninger lernte (1847) den Regierungspräsidenten Dr. G. Möller zu Wiesbaden kennen. Möller war ein einflußreicher Mann, Freund der Geschichte, seit 1837 bis 1848, als er aus dem Staatsdienst Nassaus austrat, Direktor des Vereins für Nassauische Altertumskunde. 1847 feierte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Henninger dichtete zu dieser Feier das bekannte Gaudeamus igitur etc. mit Geschick um und gab es als Cantioncula latina ad festum semisaeculare viri excellentissimi et illustrissimi Dr. Georgii Moeller, praesidis regiminis ducis Nassoicorum etc. pie laetique celebrandum. heraus. Durch den Verkehr mit Möller erhielt er, da er sich nach einer festen Stellung sehnte, 1848 ein Stipendium von 350 Gulden aus der nassauischen Staatskasse, um dafür Philologie zu studieren. Er bezog, etwa 34 Jahre alt, die Hochschule zu Gießen, studierte Nassauische Philologie, bestand das nassauische Staatsexamen und erwarb den Doktorgrad der Philologie. Zur Erinnerung an Gießen gab er: „Sagen, Geschichten und Lieder aus Gießen und seiner Umgegend“ 1848. heraus.

Das Jahr 1848 hatte auch in Nassau die demokratisch Denkenden vereinigt. Jedenfalls war Henninger den Wirren aus Vorsicht ferne geblieben. Als Lehrer

in beschreibender Stellung an der Realschule zu Diez kam er offenbar mit Demagogen in Berührung. Diese Leute fürchtete die nassauische Regierung als Unzufriedene, obgleich die nassauische Volksbewegung so gut wie erfolglos verlaufen war. Henninger wurde angeklagt und verlor seine Stellung in Diez. Näheres ist nicht bekannt. Jede literarische Betätigung Henningers an Demagogenumtrieben ist ausgeschlossen. Nassau besaß damals keine politische Tageszeitung. In der sogenannten Demagogenzeit ahndete die nassauische Regierung jeden Versuch, sich öffentlich zu äußern. Es scheint, daß der bloße Verkehr mit verdächtigen Demokraten Henningers Los entschied. Schwer wog auch der Rücktritt Möllers aus dem nassauischen Staatsdienst. Henninger scheint nun zu seiner Literatenbeschäftigung zurückgekehrt zu sein. Er arbeitete für das Rheingauer Wochenblatt in Rüdelsheim, den Taunusboten in Usingen und den zuerst von Dr. Wiest, dann von Dräger-Manfred herausgegebenen „Kursaal“. Als diese Tätigkeit offenbar zum Lebensunterhalt nicht hinreichte, gründete Henninger 1850 zu Oberursel eine Knabenprivatschule sowie das Blatt „Der Taunuswächter“. Um die Gründung des Localgewerbevereins und den Unterricht der Schüler des Vereins in Oberursel machte sich Henninger sehr verdient. 1850 eröffneten 70 Teilnehmer den Localgewerbeverein zu Oberursel. Henninger eröffnete am 7. Juli 1850 im Saale des römischen Kaisers zu Oberursel mit 53 Schülern die Gewerbeschule durch eine Ansprache als deren Vorsitzender und Lehrer. Auch schrieb er in den „Taunuswächter“ Nr. 7 und 8 den Aufsatz: „Gewerbeschule zu Oberursel von Alois Henninger“. Als 1851 auf 1852 der Unterricht festgesetzt ward, war Henninger wiederum Lehrer der Gewerbeschule. Er entwickelte nebenbei zu Oberursel eine bedeutende literarische Tätigkeit. Die Schriften: „Die Kapelle auf dem Hofheimer Taunuswaldberge.“ Mainz. 1851, sowie: „Die Frauen-Namen nach ihrer Wortbedeutung. Poetisches Album für das schöne Geschlecht. Von Alois Henninger.“ Frankfurt a. M., D. J. 1851, entstammen dieser Zeit. Für das „Frankfurter Conversationsblatt“, 1852, Nr. 144—153, schrieb er eine Schilderung des Überfalls der Franzosen ins Schlangenbad vom 17. Juli 1709 nach dem Hausbuch des Rauenthaler Schultheißen J. G. Hoffmann.

In der Folge ward Henninger Privatlehrer in Frankfurt a. M. und verlegte sich dort auf die Abfassung zeitgemäßer nassauischer Brunnenschriften zur Deckung der Bedürfnisfrage dieser damals aufblühenden Literatur. In dem Verlag von G. G. Lange in Darmstadt erschien: „Wiesbaden und Viebrich mit den nächsten und interessantesten Umgebungen.“ Darmstadt, D. J., (1854). Der Text ging später mit einigen Veränderungen in Henningers: „Herzogtum Nassau“, II. Auflage, über und ward von F. Heyl, Wiesbaden, 1863 der Neuausgabe für wert gehalten.

Von Henninger erschien noch: „Eronthal und seine nächsten Umgebungen.“ Darmstadt. 1855. „Schlangenbad und Schwalbach mit ihren nächsten Umgebungen.“ Darmstadt. 1856. „Bad Ems und seine Umgebungen.“ Darmstadt. 1858. Eine neue Ausgabe erschien zu Darmstadt 1864 und eine neue Bearbeitung von J. Schaefer als fünfte Auflage. Darmstadt. 1870. Französisch von G. Koell. Darmstadt. 1864. „Soden und seine nächsten Umgebungen.“ Darmstadt. D. J.

In der Frankfurter „Diasalasia“ veröffentlichte Henninger: „Die Sibylle von Kemel“. (Episode aus dem Leben des Mainzer Kurfürsten Johann Philipp

von Schönborn und des letzten Reifenberg, Domherrn Philipp Ludwig von Reifenberg.)

Seit dem Jahr 1853 arbeitete er an seinem Buch in zweiter Auflage: „Das Herzogtum Nassau in malerischen Original-Ansichten etc.“ Darmstadt, 1853—1857. Henninger machte die Ausstellungen an seinem dürftigen Text von 1843 sowie die meist nur wiederholten Stiche anderer durch einen gründlichen Text und neue Aufnahmen gut. Die Maler, welche die Zeichnungen lieferten, waren Ludwig Rohbod, H. Schoenfeld und E. Willmann. Der Text ist eine vollständig geschriebene Ortsbeschreibung Nassaus auf wissenschaftlicher Grundlage, in edler fesselnder Sprache. Eingehende Kenntnis der Literatur liegt dem Text zugrunde. Geradezu erstaunlich erscheint die eingehende Ortskenntnis für eine Zeit, welche auf Fußwanderungen und Postfahrten beschränkt war. Volkstümlich ist der an passenden Stellen überlieferte Volkshumor. Gegenüber der ersten Auflage hielt Henninger hier mit seinen Urteilen über Wandermaler und Gegenden vorsichtig zurück. Er wird nur stellenweise kritisch, wobei er viel Humor zeigt. Sein Text ist keine bloße Aufzählung, sondern eine abgerundete Beschreibung der Gegenden. Anhaltende Kränklichkeit verzögerte nach dem Vorwort gar häufig den Fortgang der Arbeit. Das Buch ward den 19. November 1857 zu Hedderheim, wohin sich der kranke Mann zu seinen Verwandten zurückgezogen hatte, abgeschlossen. Am Ende des Vorworts nannte sich Henninger als Verfasser.

Die Interessen des Lehrerstandes vertrat Henninger in seiner Schrift: „Gedenkblätter aus der neunten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung am 3., 4. und 5. Juni 1857 zu Frankfurt a. M.“ Frankfurt a. M., 1857.

1858 gab er noch heraus: „Cornelia“, Taschenbuch für deutsche Frauen. Jahrgang 43. (Wiesbaden) 1858. Er selbst war Jahre schon brustleidend und starb zu Hedderheim den 30. Juni 1862. Er war mit Katharine Schweizer, Tochter des Lehrers Schweizer, der Verfasserin einiger Schriften über Nassau verheiratet und hatte einen Sohn, der 1880 Professor der Medizin in Paris war. Henninger war ein genial veranlagter Mann, ein geborener Dichter und Schriftsteller, dabei eine durch Selbsterziehung herangebildete Persönlichkeit. Er taugte mit seinem ausgesprochenen Sinn zur Ungebundenheit nicht zum katholischen Priester und Schulmann. Sein Unstern war stets der Mangel an Mitteln für größere fruchtbringende Unternehmungen. Dazu kam die traurige Finanzlage der damaligen Zeit, die sogar zum Selbstverlag der besten Schrift Henningers, der Sagen Nassaus, den finanziell nicht auf Rosen gebetteten Dichter veranlassen mußte. Auch fehlten die Gönner. So blieb Henninger mit allen seinen Unternehmungen finanziell wenig belohnt, da ihm der feste Lebensunterhalt, eine Anstellung im Staatsdienst, bei seiner Vorliebe für freies ungebundenes Wirken fehlte. Das erschwerte die Leistungsfähigkeit. Henningers poetische Sprache ist abgerundet, wenn auch da und dort noch die letzte Feile fehlt und manches Wort, mancher Ausdruck nicht gerade glücklich gewählt sein dürfte. Seine Prosa ist Dichtersprache. Wenn Literaturgeschichten den Dichter Henninger übergangen, so beweist das mehr, daß die Verfasser unkritisch vorgingen. Der Bedeutung Henningers ist auch für nichtnassauische Kenner keine Einbuße damit bereitet. Ist sein Wirkungskreis auch mehr lokaler Art, so ist er dort tief ins Volk gedrungen, ward dessen Gemeingut und wird es bleiben. Damit bleibt er ein Baustein zur allgemeinen

Literaturgeschichte und gehört in jede größere Darstellung der deutschen Literatur. Henninger liebte wahres Urteil. Er mußte deshalb die nassauische unwahre Bureaokratie hassen. Das trieb ihn zweimal vom Wege zum lohnenden Staatsdienst als Priester und Lehrer auf die Laufbahn des Literaten als einen Stand, der sich einigermaßen frei ausdrücken durfte. Trotzdem trat Henninger nie gegen staatliche Einrichtungen in seinen Schriften auf. Ein froher, humorvoller, selbstgenügsamer Zug erfüllte den Mann. Diese Denkweise hob seine Arbeitskraft immer wieder und tröstete im Unglück. Dieses hatte Henninger reichlich kennen gelernt. Er begann alles gut, fand aber bei vielfacher Kränklichkeit, der Sorge um des häuslichen Herdes

Gedeihen, die nötige Tatkraft zur Fortsetzung seiner Pläne nicht, versäumte den Anschluß, fing Neues an und erfuhr gleiches Geschick. Wenn da zeitweise der Gleichmut hinweghalf und für andere noch Humor übrig blieb, so begreifen wir die edle, abgeklärte Menschenseele, und die war Henninger. Er arbeitete mehr für Erhaltung des Volkstums in seinem „Herzogtum Nassau“ (2. Auflage), indem er sein eigenes Inneres strecken ließ, als eine Kulturgeschichte, welche sich mit diesen Sachen zu beschäftigen verpflichtet ist, denn hier ist das Volkstum zu lesen ein Genuß.

Henningers Andenken lebt im Herzen der befehmten Nassauer und wird darin als Mann aus dem Volke für das Volk weiter leben.

Wölfe im Nassauischen einst.

Von J. Drumm.

Der Wolf, diese greuliche Bestie, mit der unsere waderen Krieger in den ungeheueren russischen Wäldern unwillkommene Bekanntschaft machten, hat ehedem auch unsere nassauischen Fluren belebt, hat die harmlosen Tiere des Waldes mit Schrecken und Entsetzen erfüllt, die friedlichen Lämmer der Felder erwürgt und sich sogar an den Herrn der Schöpfung herangewagt, um in unglaublicher Verwegenheit seine Kraft mit ihm zu messen. Am schlimmsten scheinen die schrecklichen Wolfsplogen während des 17. Jahrhunderts gewesen zu sein, denn die meisten Verordnungen, die sich mit der Ausrottung des furchtbaren Raubtieres beschäftigen, rühren aus dieser Zeitperiode her. Auch im 18. und selbst im 19. Jahrhundert ist der Wolf noch in Nassau aufgetreten, wenn nicht mehr in geschlossenen Rudeln, so doch vereinzelt.

Die in Nassau auftretenden Wölfe hatten in unseren Wäldern meist ihr Heimatrecht; doch waren sicher unter ihnen auch viele, die aus anderen Gebieten in unseren Bezirk herübergewechselt waren. Fror nämlich in strengen Wintern der Rhein zu, so drangen die Wölfe aus den Ardennen nicht selten in die rheinischen Gebiete ein, woraus es sich auch erklärt, daß gerade in den Rheinlanden die Wölfe periodisch stark vorkamen. Landgraf Philipp von Hessen konnte 1572 seinem Bruder die Mitteilung machen, daß er im Walde bei St. Goar 6 Wölfe erlegt habe und daß darin noch genug vorhanden seien.

Wie im Süden unseres Landes, so trat der Wolf auch im Norden in großer Zahl auf. In Sechshelden, einem Dorf bei Dillenburg, wurden 1456 einem Einwohner von einem Rudel Wölfe zwei Pferde zerrissen und bei Dedingen erwürgten im Jahre 1557 etliche Wölfe in einer Nacht eine Schafherde von 150 Stück. Den größten Schaden richteten die Bestien an den Schweineherden an, die man zur Mästung in die Wälder trieb. Auch den Menschen brachten sie Gefahren. Berichtet doch die Pfarrchronik des Dorfes Emmerichshain auf dem Westerwalde aus dem Jahre 1611, daß dem Besuche der Kirchspielschule viele Hindernisse im Wege ständen wegen der reisenden Wölfe.

Ein charakteristisches Licht auf die Verbreitung von Wölfen im nördlichen Teile Nassaus wirft ein Brief, den Graf Johann VII. zu Nassau-Siegen (1608—1623) an seinen Bruder, den Grafen Wilhelm Ludwig in Dillenburg (1608—1620) richtete, in dem er schreibt:

Wohlgeborener, freundlicher, lieber Bruder!

Daß Euer Liebden das Glück gehabt und vergangene Tage im Scheider Wald etliche Wölfe gefangen,

solches habe ich der armen Leute halben, weil sie denselben großen Schaden tun, ganz gern vernommen. Daß nun Euer Liebden vermahnen, daß man allerseits dergleichen tue, daran tun Sie sehr wohl, und will ich an meinem Ort, wie dies schon seither geschehen ist, allen möglichen Fleiß verwenden lassen, und zweifle ich nicht, da ich diesseits der Kalteiche so gute Gelegenheit als Euer Liebden jenseits hatte, sollte auch mehr ausgerichtet werden, denn ein großer Unterschied ist, wo Wälder und Büsche wie bei Euer Liebden in Feldern liegen, als bei meinem Gebiet, welches fast an einem Stück nichts als Hecken und Sträucher aufweist, und die Berge sind so groß, daß man nicht genug Leute hat, um sie zu umstellen, auch sind im Winter die Tage zu kurz, und es ist so weit zu gehen, daß man selten etwas ausrichten kann, und die Leute Zeit und Arbeit verkümmern, was jedenfalls ein großer Schaden für sie ist. Wie dem aber auch sei, so achte ich kein Mittel für besser, die Wölfe zu „dilligen“ (vertilgen) als das, wenn sie im Frühjahr Junge haben. Nassau, Hessen, Solms, Wittgenstein, Sayn und andere benachbarten Länder müssen gleichzeitig dieselben suchen und jagen; denn alsdann findet man alt und jung beieinander. Und habe ich durch solche Anstellung vor einem Jahre im Mai mit etlichen Benachbarten 39 junge und alte Wölfe gefangen und dergleichen zu tun in diesem Frühjahr, als ich in die Pfalz gezogen bin, fleißig gebeten. Es ist aber in meiner Abwesenheit wenig geschehen, und ich will daher ein Prämium setzen für den, der einen Wolf fängt und eine Strafe für den, der einen laufen läßt. Und habe ich solches Euer Liebden zu Eurer Nachricht nicht bergen mögen. Dieselbe hiermit göttlicher Allmacht zu allem erwünschten Wohlstand empfehlend, verbleibe ich E. L. dienstwilliger treuer Bruder Johann, Graf zu Nassau.

Siegen, den 7. September 1613.

Wie Pfarrer Heyer mitteilt, hatten im Jahre 1624 die Wölfe auf dem Westerwald so überhand genommen, daß das Vieh in den Ställen vor ihnen nicht sicher war.

Zu einer furchtbaren Landplage aber wurden die Wölfe, als 1643 die Bestien von einer schrecklichen Wut ergriffen wurden, Menschen und Tiere bissen, die dann auch in Wut verfielen. Man konnte in dieser Zeit auf dem Westerwalde nur noch in Begleitung bewaffneter Männer ausgehen. Von diesem Ereignis sollen die Juden reichen Gewinn gezogen haben, indem sie Amulette verkauften und Menschen und Tieren unverständliche Worte ins Ohr sagten. Die Jesuiten eiferten